

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

V. Frei!

[urn:nbn:de:bsz:31-339551](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339551)

meinen Vater, bei ihm weinte ich mich aus, und auch meine Mutter nahm mich in die Arme und sagte: Unser Kind, das verloren war, ist wieder gefunden! So war ich denn wieder daheim.

In dem Gefängnis habe ich in Feinwascherei etwas rechtes gelernt. Wir treiben nun die Sache zusammen und haben reichlich Arbeit und reichlich Verdienst. Mein armer Vater, der, aus Sorge um sein Kind, weiß und alt geworden ist, kann sich schonen. Wenn ihn der liebe Gott uns nur noch erhält.

Nun, liebste Freundin, behalten Sie lieb

Ihre treu ergebene

Sophie Meyer.

#### V. Frei!

Als Celine nach dem Urteilspruch das Gefängnis betreten, lag es wie in einem wüsten Traum über ihr. Alles, was sie geliebt und besessen, war hinter ihr verkohlt, vernichtet in sich selbst zusammen gesunken. Nun steht sie, um Abschied zu nehmen, nach vierjähriger Haft, vor dem Direktor, der ihr ein treuer Berater gewesen.

„Sie haben sich durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit ein kleines Kapital erworben, das Ihnen der Rendant eingehändigen wird. Selten bringt es eine Gefangene so hoch wie Sie es gebracht, doch das ist das Beste nicht, was sie in ihr Leben mitnehmen: unsere Liebe und unsere Achtung folgen Ihnen.“

„O Herr Direktor, erwiderte Celine mit Thränen in den Augen,“ wie bin ich Ihnen für dieses Wort dankbar. Das

soll, nächst der Hilfe Gottes, meine Stütze sein. Am liebsten möchte ich hier bleiben, es graut mir;" in volle Thränen ausbrechend schluchzte sie: „Ich weiß ja nicht wohin!“

„Sie werden überall bei Ihrer Geschicklichkeit ihr Brot verdienen,“ tröstete der Beamte, „und Sie werden, so Gott will, auch wieder Menschen finden, die Ihnen freundlich entgegenkommen.“

Celine schüttelte. „Meine Eltern haben mir geflucht, wie wollen andere sich meiner erbarmen!“

„Armes Kind, glauben Sie fest daß Gottes Erbarmen groß genug ist, um selbst ein Fluchwort der Eltern zu vernichten. Halten Sie fest an dem treuen Herrn, der Sie so wunderbar geleitet.“

„Das will ich thun, sagte demüthig die Scheidende.

Dichter Nebel senkt sich über den Fluß und wogt von da weg über Matte und Feld; er drängt sich feucht und kalt in die Stadt und macht den trüben Gefängnishof noch unheimlicher, als dies der Fall gewöhnlich ist. Celine geht mit der begleitenden Schwester dem Thore zu, sie überschreitet die Schwelle, welche ihr Fuß seit vier Jahren nicht betreten. Noch einmal blickt sie zurück, grauer Nebel umhüllt die Gefängnismauern und die Riesenstämme der Kastanienbäume. Traurig schreitet sie weiter. Der Thorwart zieht den Riegel, das eiserne Thor dreht sich geräuschvoll in den Angeln. „Keine Seele, die mich erwartet, kein Herz, das sich nach mir sehnt,“ denkt Celine, indem das Thor hinter ihr ins Schloß fällt. Siehe, da hebt sich von dem Abweisssteine, eine in Tücher gefüllte

Frauengestalt: „Mamsell Celine!“ rufts der Austretenden zu, „sind Sie es endlich! Wie lange habe ich auf Sie gewartet!“

„Luiſe!“ ſchrie Celine und ſiel der alten Magd in die Arme. „Gott vergelte dir, was du für mich gethan. Es war mir ſo Angst, und nun finde ich dich, du treue Seele.“

Arm in Arm gingen die Beiden dem Bahnhofe zu und wenige Stunden nachher kocht Luiſe Kuhn daheim ihren Abendkaffee. Als dieſer bereit auf dem Ofen ſteht, deckt ſie den Tiſch mit reinem Tuch und ſtellt einen Kuchen auf, der ihrer Kochkunſt alle Ehre macht. „Kugelhopf aßen Sie immer ſo gern; und hier noch etwas, ſagte ſie freudig, indem ſie eine vergoldete Taffe vor ihrem Gaſt zurecht rückt. Celine erkennt die Taffe, in der ſie daheim frühſtückte. Bei deren Anblick ſchlägt ſie die Hände vors Geſicht, und reichlich fließen ihre Thränen.

„Ach du lieber Gott!“ klagt Luiſe in Verlegenheit, „ich werde doch gar zu dumm, ich hätte doch wiſſen ſollen. . . .“

„Nein, gute Seele, gräme dich nicht, du haſt's ganz recht gemacht. Das Weh um meine Eltern nimmt mir niemand von dem Herzen, und es iſt gut, ich weine mich manchmal aus.“ Sie trocknete die Augen, und bei dem Feſtkaffee der alten Luiſe wurde ihr am Ende behaglich?“

„Willſt du, Luiſe, ſo bleiben wir beiſammen,“ fragte Celine.

„O wie gerne,“ ſagte die Alte, „Sie wiſſen wie lieb Sie mir ſind, und wie gerne ich wieder gut machen möchte. . . .“

„Davon keine Rede. Gott ſelbſt hat alles zum Guten gerichtet, Ihm wollen wir auch ferner vertrauen. Aber wenn wir

beifammen bleiben, so sage mir du, wie du gesagt, als ich ein kleines Mädchen war.“

Mit wohllichem Gefühl streckte sich Celine auf das reinliche Lager, das ihr die treue Alte in der Kammer bereitet. „Lobe den Herrn meine Seele, ich bin zu geringe aller Treue und Barmherzigkeit, die du an mir thust . . . Gott Vater erbarme dich meiner“ betete sie, und mit gefalteten Händen schlief sie ein, und Engel schwebten über ihrem Bett.

Als die erste Bewegung sich gelegt, kam zwischen den Beiden die Frage zu Raam: „Was weiter?“ Die Goldstücke, welche Celine sich im Gefängnisse erworben, genügten kaum zu einer Ausstattung, welche ihr ermöglichte, als Arbeiterin in ein Modegeschäft einzutreten. Und dann wo Arbeit finden? — in ihrem Geburtsorte — nie! In einer größern, ferngelegenen Stadt werde es wohl dem Verein für entlassene Sträflinge gelingen, eine passende Stellung für sie zu finden; doch wie dort hin gelangen, da ihr die Mittel zur Reise fehlen? Alle diese Fragen wurden wohl erwogen, aber auf keine einzige konnten die ratlosen Frauen die richtige Antwort finden. „Quäle dich nicht, Celine“ tröstete Luise, „nimm an, du wärst daheim bei mir.“

„Das thäte ich schon gerne, „entgegnete trübe Celine,“ wenn ich nur Arbeit hätte, so möchte ich schon mit dir haushalten bis . . .“ Weiter kam die arme Celine nicht, ihre Lippen zitterten, und ihre Augen gingen über, indem sie an ihre Eltern dachte. „Hab' heute nacht auch daran gedacht, wo wir dir Arbeit verschaffen könnten,“ leitete die Alte das Gespräch auf eine andere Seite. „Hüte kannst du machen, nicht? Da mein ich die Grünen könnte

dich wohl anstellen, Ihr habt ihr zur Zeit genug zu verdienen gegeben. Will einmal heute morgen zu ihr, sie hat dato viel zu thun, sie wäre sicher froh um dich.“ Gesagt, gethan! die Alte macht sich auf den Weg, aber nicht lange währt's, so keucht sie brummend und scheltend die Stiegen herauf. „Nein! das ist doch, daß man 'naus möchte, wo kein Loch ist; Die meint auch Wunder was! Hundertweis hat sie bei Benzels verdient und ist um sie herumfcharwenzelt, so lang sie im Glück waren, und nun, sie den Finger regen soll, um dem armen Geschöpf wieder auf die Beine zu helfen, nun heißt's: „„Solche Leute kann ich nicht ins Geschäft nehmen.““ Wie wenn sie Bessere hätt! Nicht einmal daheim Arbeit! „„Die Celine wird was bravs können,““ hat sie gesagt, „„und wer wird seinen Hut von einer Buchthäuslerin wollen? „„Na ich hab's ihr aber gesagt! „Um diese zuletzt ausgesprochene Genugthuung so recht in Gedanken durchzukosten blieb keine Zeit, stand doch Luise vor der Thüre, hinter welcher Celine mit klopfendem Herzen der Antwort wartete.

Der erste Blick auf die alte Magd schlug alles Hoffen nieder, selbst ehe Luise, den Kopf schüttelnd, berichtete: „Die Grünen hat keine Arbeit.“

Natlos saßen eine Weile die beiden Freundinnen, endlich erklärte Celine. „Ich will zum Herrn Pfarrer gehn, vielleicht gelingt mir durch dessen Vermittelung Arbeit zu bekommen.“ „Weiß nicht, ob er sich viel darum bekümmern wird,“ entgegnete Luise, „Pfarrers haben's hoch droben, aber probieren kann man es.“

In den Straßen vermischen sich die Umrisse in den sich verdichtenden Abend Schatten, nur die Firsten der Häuser schimmern

noch grau durch die hereinbrechende Nacht. Dicht an den Häusern hin schleicht Celine, den langen Mantel an sich ziehend, als wolle sie sich vor jedem Begegnenden verbergen. Bitternd öffnet sie die Thüre am Pfarrhof; der Hofhund verläßt sein Häuschen, beschnuppert die Eintretende und begleitet sie bis zur Hausthüre, wo der Klingelzug hängt. Während sie bebend anzieht, so daß die Klingel sich nur leise bewegt, belect der Pudel ihre Hand. „Du gutes Tier,“ sagt die bang Harrende und streichelt des Hundes schwarzwolliges Fell. Das Dienstmädchen öffnet und läßt Celine in den Hausgang treten. „'s ist jemand da!“ berichtet sie in die nächst gelegene Thüre, aus welcher bald darauf die Pfarrfrau tritt. „Was wünschen Sie?“ fragte diese nicht sehr freundlich. „Ich möchte mit Herrn Pfarrer sprechen,“ äußert leise die Besucherin.

„Der Herr Pfarrer ist nicht daheim, kann ich etwas ausrichten? Wie heißen Sie?“

„Celine Wenzel“ flüstert die Arme.

„So, die! ja, da kommt man gleich zum Pfarrer, wenn man nicht mehr weiß wo aus und wo an; man sollte fast meinen, das Zuchthaus und das Pfarrhaus hängen zusammen unter den gleichen Ziegeln. Verbieten kann ich Ihr das Haus nicht, komm sie ein andermal, aber am Tag, vielleicht trifft sie's besser. Lene, geh' sie mit der Person da und mach' sie den Riegel an der Hofthüre zu.“

Das Mädchen hob das Licht hoch und stierte der armen Entlassenen frech in's Gesicht, schmetternd stieß sie den Riegel hinter Celine und sagte so laut, daß diese es hören mußte: „So jetzt!“

Den tiefsten Jammer im Herzen schwankte die Freigelassene heim: „O daß ich wieder dahin zurückkehren dürfte, wo ich vor Schmach und Hohn geschützt wäre!“ Mit diesem herben Wort trat sie in die Wohnung, wo Luise ihrer wartete.

Mit angebornem Zartgefühl begabt, forschte die Alte nicht lange. Das unglückliche Mädchen sollte nicht den Stachel, der sich in ihre Brust gedrückt, durch Wiederholen tiefer einbohren. Wieder wurde hin und her erwogen und beraten. Das Ergebnis war für dieses Mal, daß Celine nach Straßburg reisen solle, um ihre Dienste in irgend einem großen Geschäft anzutragen.

„Ich gehe in das erste beste Haus, wo Hüte ausgestellt sind, weiß ich doch keinen Bescheid, und wie könnte und dürfte ich jemanden fragen“ dachte sie.

Eine gute Weile schleicht Celine durch die belebten Straßen, bis endlich ein Schaufenster mit Hüten vor ihr auftaucht. Schüchtern tritt sie ein und spricht den Wunsch aus, mit der Vorsteherin zu sprechen. Man weist sie in ein dunkles Gelaß, wo ein älterer Herr, über das Hauptbuch gebückt, bei ihrem Eintritt kaum aufblickt. Endlich summiert er unten an der Seite, schiebt die Brille auf die Stirne und fragt nach flüchtiger Begrüßung. „Was wünschen Sie?“ „Ich wollte fragen,“ sagt Celine stotternd, „ob ich als Arbeiterin bei Ihnen eintreten könnte.“ „Wohl möglich,“ entgegnet der Herr, indem er auf einen Stuhl deutet, „die Saison ist da, deswegen ist uns eine tüchtige Arbeiterin willkommen.“

Celine versicherte, daß sie gewiß jeder Anforderung gerecht werden könne. Schon regte sich's wie warmer Hoffnungsstrahl

in ihrem Herzen; da kam die unerwartete Frage: „Wo haben sie gelernt?“ —

Wie im Frühling der Reif die zarten Keime tötet, so fühlte Celine ihr ganzes Hoffen durch diese einfache Frage vernichtet. Umsonst ringt sie nach einer Antwort, bis das verhängnisvolle Wort noch einmal ihr Ohr berührt, dann erst bekennt sie mit erlöschender Stimme: „Im Zuchthaus.“ „Ich bedauere, Fräulein, Ihr Anerbieten nicht annehmen zu können. Wir müssen, unserer vornehmen Kunden wegen, auf unbescholtene Personal sehn; vielleicht finden sie in einem weniger bedeutenden Geschäft die gewünschte Anstellung.“ Der Chef verbeugte sich steif, und unsere arme Celine ist wieder auf dem Pflaster. Trübe schleppt sie sich weiter vom Fußgeschäft weg bis zur einfachen Modistin. Wo Arbeit ist, will man sie bloß auf Vorweis ihrer Papiere einstellen; da wo sie hätte eintreten dürfen fehlt es an Arbeit.

Schweren Herzens sieht sie auf dem Heimweg den Rauchwolken der Lokomotive nach, dabei seufzte sie tief auf. „Könnte ich mitziehen hinauf!“ und ihre Seele zog mit hinauf. Sie betete leise: „Lieber Vater im Himmel, wenn ich auch hinieden nirgends ankomme und kein Plätzlein finde in der ganzen weiten Welt, so nimmst doch du mich an, wie elend ich auch sein mag. O, Herr, ich hab's verdient, und so du willst, daß ich's leide, so will ich's tragen nach deinem heiligen Willen. Ich bitte dich nicht, nimm die Schmach von mir, aber ich bitte dich, laß auch das Schwerste zu meinem Heile werden!“ . . . Die Rauchwolken, welche wie schwarze Ungeheuer sich durch die Luft wälzten, er-

glühen plötzlich in rötlichem Schimmer, die sinkende Sonne hat sie mit ihren goldenen Strahlen berührt. Wehlich ist es in dem sorgenvollen Herzen, das im Gebet sein Vertrauen zu Gott gefestigt.

Betrübt saßen, Luise und Celine vor den gefüllten Tassen, heute will der Frauentröster „Kaffee“ sich nicht bewähren; nach den vielfachen Enttäuschungen schmeckt selbst der Kaffee bitter, wie eifrig auch Luise ihren Syrup, der sich unten angefeht, verührt. Da stolpert ein ungeschickter Junge die finstere Treppe herauf und schreit, noch ehe er oben ist: „Luise Kuhn!“ Diesem Ruf folgte natürlich die Inhaberin des Namens. „Ist die Celine Wenzel hier?“ fragte er von weitem, „sie soll morgen früh zu Notar Stein kommen!“ damit verschwand der Bote.

Am nächsten Morgen setzte die alte Luise ihre bessere Haube auf, zog das Sonntagshalstuch über die Schultern und sagte einfach: „Ich gehe mit.“

Die alte Magd stand in großer Achtung bei der ganzen Nachbarschaft, um ihretwillen zügelte mancher seine Neugierde und spähte zwischen Vorhang und Fensterrahmen der Wenzeln nach, anstatt sich mit höhnischer Geberde, breit unter das Fenster zu legen.

Celine wurde in des Notars Zimmer gewiesen; dieser war beschäftigt, Banknoten und Geldrollen zu zählen; erst als alles in Reih und Ordnung lag, hob er den Kopf mit der Frage: „Celine Wenzel?“ „Ja,“ antwortete die Gefragte kaum hörbar.

Der Notar sah sich die Gestalt näher an und dachte dabei: Ein eigener Anstand für eine vier Jahre lang Gefangene.

Nun erst rückte er einen Stuhl zurecht. „Nehmen Sie Platz, ich habe einen Auftrag für Sie.“

„Von meinen Eltern?“ schrie Celine.

„Ja, von Ihrem Vater; als er die Heimat verließ, bat er mich, seine Liegenschaften zu veräußern, und deren Ertrag für Sie auf die Bank zu legen. Ich übergebe Ihnen hiermit Kapital samt Zinsen, was Sie als ihr rechtmäßiges Eigentum ansehen können.“

Der Notar wollte seine Rechnung ablegen, da faßte ihn Celine an der Hand und fragte ungestüm. „Wissen Sie, Herr Notar, wo meine Eltern sind?“

„Ich weiß es, und Sie auch dürfen, ja müssen es wissen. Hier deren Adresse.“

Celine las bebenden Herzens den Namen einer Straße in New-York.

„Haben meine Eltern kein Wort — kein Wort — der — der — Verzeihung für mich hinterlassen?“

Mitleidig ruhte der Blick des Notars auf den schmerzgefüllten Zügen der Fragerin. „Von Ihrer Mutter weiß ich nichts,“ sagte er. „Ihres Vaters letztes Wort am Bahnhofe war: „Mein armes, mein unglückliches Kind!“ Möge ihnen das zum Troste dienen, und möge Ihnen gelingen, sich mit den Ihrigen auszuöhnen.“ Celine nahm ihr Eigentum an sich und quittierte. Sie dankte noch einmal dem treuen Freunde ihres Vaters, der ihr ihren Weg gewiesen, und der die Mittel erhalten, diesen Weg zu verfolgen.

Mit fieberhafter Hast bereitete Celine die Reise nach

Amerika vor. Aber wenn sie auch Tag und Nacht arbeitete, so wollte sie doch nicht die Heimat verlassen, ehe sie sich einer Schuld entledigt, welche, nun da sie Eigentümerin von zwanzigtausend Thalern war, für sie drückend wurde; sie schrieb folgenden Brief:

Hochgeehrter Herr Direktor,

Als ich im Gefängnisse war, glaubte man mich von meinen Eltern verstoßen und enterbt, so war ich auf Kosten des Staates Gefangene. Wohl mag ich durch meine Arbeit manches vergütet haben, aber dafür bin ich Gott Lob und Dank auch heute im Stande, mein redlich verdientes Brod zu essen. Gott möge Ihnen und allen, welche mich hierzu befähigt, tausendmal die Liebe vergelten, welche Sie der Tiefgefallenen erwiesen.

Doch nun zur Sache. Mein Vater hinterließ mir zwanzigtausend Thaler, wovon ich Ihnen tausend übermittle. Wohl ist's recht und gerecht, daß der Staat seine Auslagen an sich nehme, aber ein sehnlicher Wunsch, eine demüthige Bitte begleitet diese Gabe.

Gott weiß, wie drückend es ist, während der Haft nichts, auch gar nichts besitzen zu dürfen. Das peinlichste bleibt immerhin, wenn arme Leute ihr Weniges dahingeben müssen, um im Gefängnis zu leben. Was will aus uns Aermsten werden, wenn die Strafzeit aus ist? Die Leute weisen die Bestraften mit Widerwillen ab, und der Besitz, den wir vor der Strafzeit gehabt, ist nun aufgezehrt. Wohl glücklich, wer während der Haft etwas tüchtiges als Broterwerb erlernt, aber wie soll es kommen, bis wir uns endlich wieder ein Plätzchen in der Welt erobert? Der Austritt aus dem Gefängnisse ist in diesen Ver-

hältnissen meist peinlicher, als der Eintritt in dasselbe. Mir hat wohl Gottes Gnade das Peinlichste erspart, aber nur Er weiß, wie manche Nacht das schreckliche Gespenst der Mittellosigkeit bei erlangter Freiheit an meinem Bette stand. Dürften und wollten Sie, hochgeehrter Herr Direktor, die beifolgende Gabe dazu verwenden, arme Dienstboten, die ihr bischen Zusammengespartes für Gastkosten hergeben mußten, zu entschädigen, wenn sie austreten. Eine bessere Verwendung für das Geld wüßte ich nicht. Nur wer selbst an dem Abgrunde gestanden, weiß wie tief, wie schauerhaft derselbe ist, deshalb wage ich es, den Vorschlag zu machen.

Ich bin nunmehr bereit, meine Heimat zu verlassen, um meine Eltern in New-York aufzusuchen. Möge Gott sie mich finden lassen, möge er Ihr Herz rühren, damit sie ihrer schuldvollen Tochter verzeihen. Das ist das Ziel meines Strebens und Lebens.

Durch Ihre und des Herrn Pfarrers treue Leitung wurde mir Ihr Haus eine neue Heimat, in der ich zu nützlichem Leben erzogen wurde; in der ich aber auch die Heilandsliebe gefunden, die uns von der Schuld befreit und uns der ewigen Heimat gewiß macht.

Ihre treu ergebene

Celine Wenzel.

Daß ihrem Wunsche willfahrt werden solle, war das letzte was Celine vor ihrer Abreise erfuhr.

Die Trennung von der treuen Quise war vorausichtlich fürs Leben. Der Reisenden schwoß das Herz, wenn sie

daran dachte, die teure Seele für immer verlassen zu müssen. Luise nahm's ruhiger. „Weißt, Kind, sagte sie, „so gar lang geht's nicht mehr, bis ich daheim sein werde, dann sehe ich von oben herab bis nach Amerika, und wie ich hier unten für dich und deine lieben Eltern gebetet, so werde ich's droben fortmachen, nur noch besser, weil ich ja dem lieben Gott ganz nahe bin. Schreib mir, und wenn mich dein Brief nicht mehr hienieden antreffen sollte, so weiß ich doch alles und noch viel besser, als du mir's sagen könntest.“ So tröstete auf dem Trittbrett des Eisenbahnwagens die alte Magd ihr Sorgenkind. Als das Zeichen zur Abfahrt ertönte, trat sie auf den Wartesteig zurück und sah dem schwindenden Zuge nach. Dann verließ sie den Bahnhof.

„Es ist mir doch arg nach Heimweh zu Mut,“ sagte sie daheim, wo die fehlte, welche sie als ihr Kind betrachtete, „es wird am besten sein, ich gehe auf etliche Tage zu Schuhmachers.“ Sie packte ihren Armkorb, kramte im Vorbeigehen die üblichen Milchwecken ein und wanderte zum Thor hinaus.

„Es ist doch nichts mehr mit mir,“ sagte Luise nach der ersten Viertelstunde, „der Korb hängt mir wie Blei am Arm.“ Sie ruhte eine Weile, aber die Kräfte wollten nicht kommen; mühsam nahm sie die Last wieder auf und ging eine kleine Strecke weiter. „Ich glaub', es ist bald aus mit mir,“ dachte sie. „O du lieber Gott, der du verheißest hast: Ich will dich tragen, bis ins Alter, bis du grau wirst, ich will dich heben und tragen; mache dein Wort wahr an mir!“

In gottseligen Gedanken vertieft ging sie eine Weile, bis kalter Schweiß ihre Stirn näßte. Immer wieder mußte sie ab-

stellen und ausruhen, während ein Frost nach dem anderen die alten Glieder schüttelte.

Als sie an des Schusters Laden klopfte, dunkelte es. „Tante!“ rief die Frau, „sind Sie's — und wie sehn Sie aus!“ Erschrocken faßte sie die alte Frau unter dem Arm und führte sie in die Stube.

„Es ist mir nicht ganz wohl,“ erklärte Luise.

„Ein guter Kaffee wird Sie schon wieder auf die Beine bringen,“ meinte die Nichte.

Während diese Labe bereitet wurde, versuchte der Schuster die Tante zu unterhalten, aber es gelang ihm nur halb. Gläsern starrte Luise vor sich hin, sie wußte kaum, von was die Rede war. Auch der Kaffee half nicht, wie viel die Frau auch angewandt, um ihn gut zu machen. Kaum nippte Luise an der Tasse, so bat sie mit bebenden Lippen: „Ins Bett!“ Als sie das Kössen unter dem Kopf fühlte, faltete sie matt die Hände: „Beten!“ sagte sie leise. Der Schuster holte das Gesangbuch und las laut: Jesus, meine Zuversicht, Lebt und ich soll mit ihm leben, Dieses weiß ich, sollte nicht Sich mein Herz zufrieden geben, Was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht? So lange das Lied dauerte, schien die Kranke ihre letzten Kräfte zu sammeln, um zu folgen, dann verirrten sich die Sinne, sie erkannte ihre Lieben nicht mehr; sie rang mit der finstern Gewalt des Todes. Das friedliche Lächeln, das ihre Züge beim Scheiden verklärte, leistet Gewähr, daß sie als Siegerin hinüber gezogen in die ewige Heimath.

Die Verwandten blieben an dem Sterbebette bis der Tag graute.

„Ach du lieber Gott,“ sagte der Mann, „mir ist viel gestorben; sie war eine Mutter für mich, ich verdanke ihr alles. Meine Eltern sind in der Sterbet von anno 48 mit einander gestorben, und ich stand mutterjeelenallein in der Welt, ich sehe heut noch der Eltern Särge nebeneinander im Grabe stehn. Ich wollte auch hinab, da hielt mich die Tante und sagte: „„Karl, nun bist du mein Kind!““ und so ist's gekommen. Sie diente damals bei den Großeltern der Celine, Sie hat ihre Lebtag nur zwei Plätze gehabt: natürlich konnte sie mich nicht zu sich nehmen, aber sie brachte mich bei Schuhmacher Weber unter. Was an dem Kostgeld fehlte, legte sie darauf, Kleider und alles, was ich sonst brauchte, schaffte sie an. Am Sonntag durfte ich dann zu ihr kommen, und da saßen wir, im Winter in ihrem Stübchen, im Sommer im Garten, und sie flichte und plägte, was ich die Woche über zerrissen; dabei erzählte sie mir von den Eltern und Großeltern, oder ich sagte Sprüche und Lieder, die ich in der Schule gelernt. Als ich konfirmiert war, zahlte sie Lehrgeld, und ich lernte bei Weber das Handwerk. Ich bin nun ein Mann, aber ich meine, es fehlt mir überall, wenn ich die Tante nicht bei jedem Anstoß zu Räte ziehen kam.“

„Die Ruhe ist ihr zu gönnen,“ entgegnete die Frau. „Wie gut sie's nun haben muß, denn wenn auf einen Menschen in der Welt, so paßt auf sie das Wort des Heilandes: Ich bin arm, krank, verlassen, gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen. Gehet ein in des Herrn Freude.“

„Daß sie bei uns ausgekämpft und bei uns ihren letzten

Schlaf schäft, das thut mir in all meinem Leid wohl," bemerkte Kuhn.

Ueber dem war es Tag geworden. Wenn auch nicht lautes Wehklagen die Heimgegangene auf ihrem letzten Wege begleiteten, so folgten doch Herzen, in welchen sie fortlebte.

#### VI. Auf dem Meer.

Durchsichtig schmiegen sich die Wogen an die Flanken des Schiffes, leichter Schaum bezeichnet die Furche, welche der Kiel in die Spiegelfläche des Ozeans zieht. Hoch oben spannt sich der blaue Himmel, und die Sonne leuchtet über das Berdeck, auf dem sich die Reisenden ergehen. Celine Wenzel nistet sich am Vorderteil in eine Ecke. Von da aus späht sie nach dem Lande, welches das Ziel ihrer Wünsche birgt. Doch wie sie auch ausschaut, nichts will sich zum dichteren Streifen am Horizonte gestalten, sie sieht bloß Wasser und Himmel, Himmel und Wasser, so weit das Auge reicht. Indem sie seufzend ihren steten Begleiter Strickstrumpf aus der Tasche zieht, rollt der Wollknäuel weit hin aufs Berdeck. Als sie denselben aufheben will, sind ihr zwei Kinderhändchen zuvorgekommen. Ein dürftig gekleidetes Mädchen mit ungekämmtem Haar, schmutzigem Gesicht und Händen hat das runde Ding auf der Diele erhascht und flüchtet mit dem Ball, den sie erobert. Celine, um zu ihrer Wolle zu kommen, ruft der Kleinen; diese schüttelt den Kopf; so bleibt nichts übrig, als den Wildfang, der sich hinter einen Stoß Taue birgt, zu verfolgen. Dabei reißt der Faden, und das Kind birgt lachend seinen Fund in die zerrissene Schürze.